

(Nachdruck verboten.)

201

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Prouta.

Er spielte viel. Es war dies das beste Mittel, um mit seiner neuen Familie in engere Fühlung zu kommen. Er spielte und verlor und hatte überhaupt das Pech eines Mannes, der in anderen Unternehmungen Glück hat. Er brachte die Nächte im „Verbrecherraal“ zu, wie man das Spielzimmer nannte und gewann nur selten. Sein ständiges Pech war für den Klub zu einer Empfehlung geworden.

„Letzte Nacht ist Gallardo wieder gehörig gerupft worden,“ sagten die Mitglieder. „Wenigstens 8000 Pesetas hat er verloren.“

Durch seinen Ruf eines starken Spielers sowie durch die Gelassenheit, mit der er sein Geld los wurde, hatte er sich die Achtung seiner neuen Freunde erworben. Die neue Leidenschaft bemächtigte sich schnell des Stiersechters. Die Aufregungen des Spieles beherrschten ihn dermaßen, daß er einige Male darüber die große Dame vergaß, die für ihn von allem in der Welt das meiste Interesse hatte. Mit den feinsten Leuten aus Sevilla zu spielen! Sich auf gleicher Stufe mit den jungen Herren zu sehen, in der gegenseitigen Vertraulichkeit, die die Geldvorschüsse und die gemeinsamen Aufregungen erzeugen! Einmal fiel in der Nacht die große Gängelampe mit elektrischen Glühlichtern, die den Raum erleuchtete, klirrend auf den grünen Tisch. Dunkelheit und Verwirrung traten ein, aber in das Durcheinander hinein dröhte herrlich die Stimme Gallardos.

„Ruhe, meine Herren! Nichts ist vorgefallen. Die Partie geht weiter. Man bringe uns Kerzen.“

Das Spiel wurde fortgesetzt, und die Teilnehmer rühmten ihn wegen der entschlossenen Kraft seiner Rede mehr noch, als wegen seiner Macht im Stiertöten.

Der Verwalter wurde von seinen Bekannten über die Verluste Gallardos befragt. Der Mann sei daran, sich zu ruinieren; was er als Stiersechter verdiene, werde das Spiel verschlingen. Aber Don José lächelte verächtlich, indem er den Ruhm seines Maestros mit dem gewohnten Ueberschwang pries.

„Dieses Jahr haben wir mehr Corridos als irgend wer. Wir werden des Stiertötens und Geldverdienens am Ende noch überdrüssig werden . . . Laßt den Jungen sich zerstreuen. Dafür arbeitet er auch als der, der er ist . . . der erste Mann der Welt.“

Daß die Leute über die Ruhe, mit der er sein Geld verlor, erstaunten, hielt Don José als ein weiteres Verdienst seines Meisters. Ein Matador konnte nicht wie andere Menschen geartet sein, die über Pfennige streiten. Dafür verdiente er auch, so viel er wollte.

Auch befriedigte ihn wie eine persönliche Genugtuung, wie etwas, das sein Werk war, daß der Stiersechter in einer Gesellschaft Zutritt hatte, die nicht für jedermann offen stand.

„Er ist der Mann des Tages,“ sagte er in gerührtem Tone zu denen, die die neue Lebensart Gallardos einer Kritik unterzogen. „Er verkehrt nicht mit Tagedieben und in Schenken, wie andere Toreros. Und was ist schließlich dabei? . . . Er ist eben der Stiersechter der Aristokratie, weil er es so will und kann . . . Alles andere ist nichts als Neid.“

In seiner neuen Lebensart besuchte Gallardo nicht nur den Klub, sondern ging auch an gewissen Nachmittagen in die Gesellschaft der Fünfundvierzig. Das war eine Art Senat der Stiersechterkunst. Die Stiersechter selbst hatten nicht leicht Zutritt zu ihren Salons, infolgedessen konnten die ehrenwerten Eminenzen der Kritik ihre Meinungen in aller Freiheit kundgeben.

Im Frühjahr und Sommer versammelten sich die „Fünfundvierzig“ in der Vorhalle, auch teilweise auf der Straße und erwarteten, auf Rohrseffeln sitzend, die telegraphischen Nachrichten über die Stierkämpfe. Sie gaben wenig auf die Meldungen der Tagespresse und wollten die Neuigkeiten erfahren, bevor sie in den Zeitungen veröffentlicht wurden. In den späten Nachmittagsstunden trafen Depeschen aus allen

Teilen der Halbinsel ein, wo Stierkämpfe stattgefunden hatten, und nachdem die Mitglieder die neuen Nachrichten mit religiösem Ernst angehört hatten, besprachen sie Vorkommnisse und ergingen sich in Vermutungen über die telegraphisch kurzen Meldungen.

Es erfüllte sie mit Stolz und erhob sie über die gewöhnlichen Sterblichen, daß sie ruhig vor der Tür des Vereinslokals sitzen bleiben, die frische Luft genießen und dabei zuverlässige, in keinerlei Weise zugestufte oder übertriebene Berichte über die Vorgänge in den Arenen von Bilbao, La Coruna, Barcelona oder Valencia erhalten konnten. Die Ohren, die ein Matador bekommen, das Auspfeifen, das sich ein anderer zugezogen hatte, das alles erfuhren sie, während ihre Mitbürger in der traurigsten Unwissenheit lebten und die Nacht abwarten mußten, bis die Abendblätter erschienen.

Wenn ein Unglück vorgefallen war, und ein Telegramm die tödliche Verwundung eines heimischen Stiersechters meldete, ergriff die Erregung und die patriotische Zusammengehörigkeit der ehrenwerten Senatoren allerorts derart, daß sie irgendeinem vorübergehenden Freunde das wichtige Geheimnis mitteilten. Die Neuigkeit verbreitete sich sofort durch die Kaffeehäuser der Sierpestraße, und niemand bezweifelte sie, da es sich um ein Telegramm an die „Fünfundvierzig“ handelte.

Der Verwalter Gallardos störte die gesellschaftliche, ernste Ruhe durch seine geräuschvolle Ueberschwänglichkeit, aber sie duldeten ihn als alten Freund und lachten am Ende über seine Eigenheiten. Es war für diese gesehten, weisen Herren ein Ding der Unmöglichkeit, mit Don José über den Wert der Stiersechter zu verhandeln. Oft wenn von Gallardo als von einem kühnen, aber durchaus ungeschulten Matador gesprochen wurde, blickten sie schein nach der Tür.

„Don José kommt!“ hieß es und die Unterhaltung wurde abgebrochen.

Don José trat ein und schwang ein Telegramm über seinem Kopfe.

„Haben Sie Nachrichten aus Santander? Hier habe ich was: Gallardo, zwei Stöße. Zwei Stiere niedergemacht, und vom zweiten das Ohr. Was ich immer sage: der erste Mann der Welt!“

Die Depesche der „Fünfundvierzig“ wick hier und da etwas davon ab, aber der Verwalter hatte kaum einen Blick der Beachtung darauf geworfen, als er in lärmende Protestrufe ausbrach.

„Lügen! Nichts als Neid! Meine Nachrichten sind die echten. Hier ist nichts als Merger im Spiel, darüber, daß mein Schützling viele vermeintliche Größen auf ihren wahren Wert reduziert hat.“

Die Mitglieder des Klubs lachten dann schließlich über Don José, legten einen Finger an die Stirn, um seine Narrheit anzudeuten und spotteten über den „ersten Mann der Welt“ und seinen wunderlichen Verwalter.

Nach und nach jedoch gelang es ihm — ein unerhörtes Vorrecht —, Gallardo in die Gesellschaft einzuführen. Der Stiersechter erschien zuerst unter dem Vorwand, seinen Verwalter aufzusuchen, und setzte sich schließlich unter die Herren, von denen viele nicht gerade zu seinen Freunden zählten, da sie sich bereits ihren Lieblingsmatador unter seinen Rivalen ausgesucht hatten.

Die Ausschmückung des Klublokals war stilvoll. Die Wände waren bis auf Mannshöhe mit farbigen arabischen Fliesen und dann bis zur Decke mit hellen, reinen Glanztapeten bedeckt, auf denen prächtige alte Affischen früherer Stierkämpfe angebracht waren, sowie ausgestopfte Köpfe von Stieren, die durch die Anzahl der von ihnen getöteten Pferde oder durch Verwundung eines berühmten Fechters Aufsehen erregt hatten; endlich Luxusmäntel und Stohde... Geschenke von Fechtern, die nach Abschneiden ihres Kopfes ihr Handwerk aufgegeben hatten.

Die besetzte Dienerschaft servierte den Herren Kaffee und Eisgetränke. In der Karwoche oder bei anderen großen Festlichkeiten, wenn bekannte Kritiker aus ganz Spanien in Sevilla anwesend waren und den Fünfundvierzig ihren Besuch abstatteten, gingen die Bedienten in Kniehosen und

Weißer Perücke in rotgelber Livree. In diesem Aufzug sahen sie wie Lakaien des königlichen Hauses aus und setzten den vornehmen Herren auf breiten Präsentiertellern Gläser Manzanillawein vor.

Wenn an den Nachmittagen der Klubälteste, der illustre Marquis de Moraima erschien, hielten die Mitglieder in tiefen Sesseln Sitzung ab, und der hervorragende Züchter führte von einem höheren thronartigen Sessel aus den Vorsitz. Zuerst wurde immer über das Wetter gesprochen. Die meisten unter ihnen waren Bierzüchter und reiche Gutsbesitzer, abhängig von den Erzeugnissen des Erdbodens, und den Wetterverhältnissen. Der Marquis gab seine Ansichten mit großer Sachkenntnis kund, die er auf seinen endlosen Ritten und Streifzügen durch das andalusische Tiefland erworben hatte, jene öde, ungeheure Ebene mit weitem Horizont, die einem Meer auf dem Lande gleich und worin die Stiere wie schläfrige Haifische erschienen, die langsam zwischen den Wellen der Gräser dahinschwimmen. Jedesmal, wenn er sich in den Klub begab, blickte er auf der Straße nach einem vom Winde bewegten Papierstreifen, was ihm als Grundlage für seine Voraussage diente. Die Trockenheit, jene gewaltige Plage der andalusischen Ebenen, gab zu endlosen Erörterungen Anlaß, und wenn nach wochenlangem Harren der bedeckte Himmel einige dicke, heiße Tropfen herabsandte, lächelten die großen Landherren vergnügt, rieben sich die Hände, und der Marquis sagte, auf die runden Flecken blickend, die das Trottoir nehten, in feierlichem Tone:

„Gott sei Lob und Dank! Jeder dieser Flecken ist ein Goldstück!“

Wenn das Wetter keinen Anlaß zu Befürchtungen gab, war das Vieh der Gegenstand ihres Gesprächs, und besonders waren es die Stiere, von denen sie mit einer gewissen Härlichkeit sprachen, als ob eine Rassenverwandtschaft sie mit ihnen verknüpfte. Die Züchter lauschten ehrerbietig der Meinung des Marquis in Ansehung seiner höheren gesellschaftlichen Stellung. Die gewöhnlichen Amateurs, die nie aus der Stadt herauskamen, bewunderten seine Erfahrung in der Kunst, das wilde Vieh zu züchten. Was der Mann nicht alles verstand! . . . Er war ganz von der Größe und Wichtigkeit seines Berufs überzeugt, wenn er von der Sorgfalt sprach, die die Stiere erheischen. Von zehn jungen Stieren wurden acht oder neun zum Fleischkonsum bestimmt, nachdem sie auf ihre Wildheit geprüft worden waren. Nur einer oder zwei, die sich vor der Lanzenspitze reizend und kampflustig verhielten, wurden als Kampfstiere betrachtet und besonders aufgezogen, mit aller nur denkbaren Sorgfalt.

„Eine Züchtereier wilder Stiere,“ sagte der Marquis, „darf nicht als ein Geschäft betrachtet werden. Sie ist ein Gegenstand des Luxus. Für einen Kampfstier bekommt man vier- oder fünfmal mehr als für einen Fleischochsen, aber was für Kosten verursacht er auch! Man muß ihn zu allen Stunden pflegen, sich um seine Weide und sein Wasser bekümmern, bei Temperaturenwchsel ihn von einem Ort zum anderen bringen. Jeder Stier kostet mehr als der Unterhalt einer Familie. Und wenn er bereits herangewachsen ist, muß er bis zum letzten Augenblick gepflegt werden, damit ihm kein Unfall zustoße und er in der Arena dem Namen der Züchtereier, deren Abzeichen an seinem Nacken flattern, Ehre mache.“

Der Marquis ging in seinen Ansichten so weit, daß es in gewissen Arenen oft zwischen ihm und den Unternehmern und Behörden zu Streitigkeiten kam und er sich weigerte, seine Tiere zu liefern, weil sich etwa die Musik über der Ausgangstür für die Stiere befand. Seiner Ansicht nach machte der Darm die edlen Tiere scheu und raubte ihnen beim Betreten des Ringes den Mut und den klaren Blick.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einsame.

Von Kurt Hängeler.

Die lange Verta, so nannte man sie, war ein Mädels von ungefähr 28 Jahren, lang und hager; das bleiche Gesicht voll entstellender Blüten und Flecken. Oberflächliche Leute sagten, sie sei häßlich, aber das war sie nicht; denn sie besaß ein Paar gutmütige, freundliche Augen, die trotz ihres trüben Scheines ehrlich in die Welt blickten.

Kein Mensch kümmerte sich um sie, und so kümmerte auch sie sich um keinen Menschen. Früh ging sie arbeiten in die Fabrik, abends heim; dann gab's ein bißchen Essen zu kochen und bald darauf ging's zum Schlafen. So gieng es einen wie den anderen

Tag. Sonntags wurde gewaschen, gecheuert, gefickt; das war die Erholung, die sonntägliche Ruhe. Und wenn sie zur Nachbarin ging, um sich das Waschbrett auszuborgen, da sprach sie wohl auch einmal ein paar Worte mit dieser, aber nur Alltägliches, Nebenjähliches.

Sie wußte sehr wohl, daß sich kein Mensch für ihr Geschick interessierte, daß ihre Gesellschaft nirgends erwünscht war. Sie wußte auch, daß man hinter ihr her zischelte. Sie hatte sich auch erst darüber gekrämmt, aber schließlich wurde sie gleichgültig dagegen; sie ging einfach allen Leuten aus dem Wege. Aber sie fühlte sich doch unglücklich, weil sie so einsam war.

Niemand wußte, wie das gekommen: die lange Verta hatte auf einmal einen Schatz. Hübsch war er gewiß nicht; aber sie konnte ja auch keine Ansprüche machen. Es war doch wenigstens ein Mensch, mit dem sie ein Wort reden konnte, der willig zuhörte, wenn sie von ihrer trüben Jugend erzählte. Das genügte, um sie glücklich zu machen. Sie hatte jetzt einen Lebensgefährten, und nun schien ihr das Leben erst Wert erhalten zu haben.

Und die alles lästernden, bösen Zungen der Leute, was sagten die zu der Bekanntschaft? Ach du lieber Gott! Das sollte die Verta einmal gehört haben. Da wär' sie sicher nicht von der Seite gegangen, da hätte sie entrüstet ihren Adolff verteidigt. Wie einer von der Penne sollte er aussehen und ein schlechter Kerl sollte er sein, der sie nur ausnutzen, der ihr nur immer einen Schnapsgrößen abschöpfen wollte. Vielleicht hatten die Leute nicht ganz unrecht. Aber damit hätte man unserer Verta nicht kommen dürfen. Er trank wohl sein Bier und sein Schnapschen; und auch mal einen mehr als er vertrauen konnte. Aber das täten schließlich alle Männer so, dachte sie. Sie gab ihm gern einen Groschen. Oder sollte sie ihm vielleicht keinen geben? Daß er sie wieder verlassen, daß sie dann wieder so einsam sein sollte wie zuvor und wieder so unglücklich! ? Nein.

Aber so war es, diese Leute, die selbst nichts mit ihr zu tun haben wollten, die bloß immer zischelten, die gönnten ihr nicht einmal diesen Menschen, der sich ihrer annahm. Da rümpften die alten Weiber im Hause die Nasen, wenn die Verta ihren „Kerl“ mit in ihr Stübchen nahm. Und sie dachte sich gar nichts dabei. Gewöhnlich sah sie dann mit einem Strickstrumpf am Fenster und erzählte. Ihr Liebster legte sich gleich mit seinen schmutzigen Sachen aufs Bett, tat so, als höre er ihr zu, rauchte eine Zigarre und nahm ziemlich oft einen Schluck aus seiner Flasche. Um Neune, zehn Uhr er meist schon nach Hause, wie er wenigstens sagte. Sie wußte gar nicht, wo er eigentlich wohnte, traute sich auch nicht zu fragen, denn sie wollte sich durchaus nicht mit ihm veruneinigen, und er ließ sich nicht gern ausfragen.

Ein viertel Jahr mochten sie sich wohl schon kennen. Er kam immer noch regelmäßig, fast jeden Abend zu ihr. Die Leute im Hause waren schon daran gewöhnt; sie dankten sogar, wenn er grüßte.

Verta hatte bald gefunden, daß dieser äußerlich niederliche und oft betrunkene Kerl doch eigentlich kein schlechter Kerl war, sondern einen guten Kern besaß. Durch ihre aufrichtige, anspruchslose Liebe hatte sie bald einen großen Einfluß über den charakterschwachen Menschen gewonnen. Zu ihrer Freude waren ihre Bemühungen, einen ordentlichen Menschen aus ihm zu machen, nicht erfolglos. Und als er selbst erst fühlte, welche Wandlungen an und in ihm vorgingen, wußte er auch, wem er es zu danken hatte. Es waren zwei glückliche Menschen. Aus der oberflächlichen Bekanntschaft war mehr, viel mehr geworden. Verta freute sich still ihres Glückes. Zum Herbst wollten sie heiraten. — — — — —

Wider Erwarten erschien ihr Adolff eines Abends nicht. Sie wartete und wartete und gab sich schon den schlimmsten Besorgungen hin, aber er kam nicht. Und da weinte sie wie ein Kind, das sich nach der Mutter sehnt. Die Uhr zeigte schon die Zeit, wo er sonst gewöhnlich ging. Morgen wird er bestimmt kommen, tröstete sie sich. Vielleicht kommt er aber auch nicht! Und was dann? Aber nein, er mußte ja kommen oder — vielleicht? Die Haustür mußte schon verschlossen sein. Vielleicht, vielleicht war er noch gekommen und konnte nicht herein und stand unten? Vielleicht hatte sie seinen bekannten Pfiff nicht gehört? Hastig ging sie hinaus auf die Treppenspur. Sie stuzte. Leute kamen herauf und sprachen ziemlich laut.

„Aber der Wirt muß der Sache ein Ende machen.“

Diese Worte hatte sie gut verstanden. Sie lauschte weiter.

„So spät will der Schweinekerl noch zu dem Weibstüdd.“

„Und so besoffen!“

Die Leute, die das Gehörte gesprochen, gingen eine Treppe tiefer in ihre Wohnung. Im Hause war's wieder still. Die werden doch nicht etwa von Adolff gesprochen haben, sagte sich Verta. Sie war ganz aufgeregt und ging zum Fenster, das zum Hofe führte, beugte sich hinaus, sah aber nichts Auffälliges. Eine Unruhe erfaßte sie. Es war außer Zweifel, die Leute hatten sie und Adolff gemeint. Ohne eine bestimmte Absicht rannte sie die Treppe hinunter. Ein Wunder, daß sie nicht zu Falle kam, denn das Hauslicht war schon ausgelöscht. Sie fand die Tür bereits verschlossen. Keuchend kletterte sie die drei Treppen wieder hinauf, um den Schlüssel zu holen. Eigentlich wußte sie selbst nicht recht, warum sie ging, aber sie ging, sie flog förmlich die Treppen wieder hinunter, schloß auf und rannte über den Hof nach der Straße. Aber kein Mensch war zu sehen. Schon lag die Vorstadt in tiefer Ruhe. Sollte sie wieder hinauf gehen? Schlafen konnte sie doch nicht. Vielleicht traf sie ihn noch, wenn sie ein Stückchen ging.

Sie hatte immer das Gefühl, als müßte sie ihn irgendwo sehen. Jeder dunkle Gegenstand nahm in ihren Augen seine Form an. Einmal glaubte sie ihn zu sehen, und als sie näher kam, fand sie eine Steinsäule. In jede Ecke blickte sie. Sie wollte sich selbst nicht gestehen, daß sie ihn dort suchte, aber sie erwartete doch jeden Augenblick, daß sie ihn irgendwo stehen oder sitzen oder liegen sehen müßte.

So träumend und taumelnd war sie ein ganz Stück weggekommen von dem Hause, wo sie wohnte. Sie kam erst wieder recht zur Besinnung, als sie einen Schutzmännchen bemerkte, der auf sie zukam. Schnell drehte sie sich um und ging wieder heimwärts.

Im Hause waren schon alle zu Bett; nur bei ihr brannte noch Licht. Schon wollte sie zum Hofstor hinein, als sie sich noch einmal umdrehte und in der entgegengesetzten Richtung etwas Schwarzes am Gartenzaun lehnend zu sehen glaubte. Mitleidlich ging sie darauf zu. Es war ein Mann. Ihm schien es unwohl zu sein, denn er hielt sich fest am Zaun. Bis auf ungefähr zehn Schritt ging sie an ihn heran, dann rief sie, erst leise, dann lauter:

„Abols!“

Keine Antwort, aber der Körper bewegte sich. Sie sah sich um. Kein Mensch war zu sehen; auch der Polizist war verschwunden. Nochmals rief sie, lauter als vorher:

„Abols!“

Der Mann gab ein paar unverständliche Laute von sich. Sie glaubte seine Stimme erkannt zu haben, halb erschrocken, halb erfreut. Jetzt trat sie näher. Furchtlos sah sie nach seinem Gesicht, das man so schlecht sehen konnte, weil er den Kopf hängen ließ.

„Du bist's!“ kam es ihr über die Lippen. Sie zitterte. Der Mann hob den schweren Kopf und blickte nach dem Störenfried. Allerhand Zeug muschelte er durch die Zähne. Er lies den Zaun los und wollte laufen, taumelte ein paar Schritte und fiel dann der Länge lang auf den Fußweg.

Verta fing an zu weinen und wollte ihm aufhelfen. Mit ein paar Verwünschungen stieß er sie von sich.

„Du kannst doch nicht hier liegen bleiben,“ jammerte sie! Er gab keine Antwort, suchte vielmehr seine Lage so angenehm als möglich zu gestalten, mit der zweifellosen Absicht liegen zu bleiben und die Dinge kommen zu lassen, wie sie wollten. Sie war ratlos. Hier liegen lassen konnte sie ihn doch unmöglich.

Ein Mann ging vorüber, schien sich aber nicht um die beiden zu kümmern.

Gern hätte sie es bezahlt, wenn ihn jemand in seine Wohnung gebracht hätte. Aber wer? Wenn nur jemand käme, der ihr helfen könnte. Aber es war, als ob die Welt rein ausgestorben sei. Nur der Mond lachte grinsend auf sie herab. Fast war sie verzweifelt neben dem Regungslosen zusammengebrochen. Sie beugte sich über ihn, redete ihm freundlich zu, daß er mitkommen solle. Dann schüttelte sie ihn und versuchte ihn aufzurichten. Schwerfällig sank er aber wieder hintenüber. Sie wollte ihn mit zu sich nehmen, mochten die Leute denken und sagen, was sie wollten. Wohl eine halbe Stunde kauerte sie schon neben ihm. Es scror sie bereits. Noch einmal wollte sie es versuchen. Vielleicht ging er doch endlich mit. Nach langem, freundlichem Zureden versuchte er sich aufzurichten. Das Mädchen nahm ihre ganze Kraft zusammen und stützte ihn. Mit der einen Hand am Zaune fortgreifend, von der anderen Seite von ihr gestützt, schleppte er sich bis in den Hof. Dort hörte der Zaun auf; er fing an zu torkeln und fiel wieder um.

Bis an die Haustür werde ich ihn schon bringen, dachte sie. Aber dann? Die drei Treppen hinauf, das würde vielleicht nicht gehen. Vielleicht hilft dir jemand, redete sie sich ein, du mußt irgendetwas machen. — Sie wußte ganz genau, man würde ihr fluchend die Tür vor der Nase zuwerfen. Also — mußte sie es schon allein versuchen.

Während sie so überlegt hatte, war er wieder eingeschlafen. Sie weckte ihn. Diesmal stand er williger auf. Mühsam schleppten sie sich bis zur Haustür. Er mußte jetzt doch überzeugt sein, daß sie es gut mit ihm meinte, denn er gab sich Mühe, es ihr so leicht als möglich zu machen.

Langsam ging es die Treppen hinauf. Mit der Rechten hielt er sich am Geländer fest. Verta hatte ihn gleich richtig mit dem Arm umfaßt und trug ihn halb hinauf. Ost, wenn er in die Knie sank und sich hintenüber beugte, hatte sie die ganze schwere Last seines Körpers in ihren Armen. Und einmal fehlte nicht viel, daß sie ihn hätte fallen lassen. Doch die furchtbare Angst und Erregung gaben ihr Kräfte, die sie für gewöhnlich nicht besaß. So hatte sie den Betrunknen bis zur Hälfte der zweiten Treppe hinaufgeschleppt. Bis hierher war es gegangen, doch jetzt war sie so erschöpft, daß ihre Kräfte sie zu verlassen drohten. Der Mann stieg nicht weiter; er knickte vollständig in sich zusammen. Verzweifelt hielt das Mädchen den Körper, aus dem alles Leben gewichen schien, in ihren Armen. Sie bebte und wollte schreien. Die furchtbare Erkenntnis der Gefahr schnürte ihr die Kehle zu. Sie fühlte, wie der Körper langsam, ganz langsam aus ihren Armen glitt. Entweder sie ließ los oder sie stürzten beide hinunter.

Ein letztes, verzweifeltstes Anstrengen der Kraft. Dann widerhallen dumpf im Haus die Schläge eines aufschlagenden Körpers und der Aufschrei eines zusammenbrechenden Weibes brach sich an den Wänden. Und alles war wieder still.

Vier Wochen nach diesem Vorfall wurde auf dem Friedhof ein Mann als Armenleiche beerdigt. Niemand war gekommen, um ihm

das letzte Geleit zu geben. Niemand weinte um ihn. Nur ein bleiches, hageres Weib stand am Grabe und schluchzte. Es war die Einsame.

Eine neue Völkerkunde.

Die Völkerkunde alten Stils rangierte als Wissenschaft vielfach auf dem Niveau des Briefmarkensammelns. Man grub Topfscherben aus, maß die Schädel nach allen Dimensionen und handelte bei fremden Völkern bunte Gerätschaften ein, die dann in den Schränken nach irgendeiner Methode oder auch ohne diese aufgestapelt wurden. Auch heute kann man noch ähnliche Eindrücke aus dem Berliner Völkermuseum mit fortnehmen, wenn man den Versuch wagt, sich dort mit Lebensgefahr zwischen den Schränken hindurchzuquetschen. Allerdings sind hieran nicht die Gelehrten des Hauses schuld, sondern eine Regierung, die es zwar versteht, Vödersche Wachsfiguren in lichten Prachträumen zu beherbergen, die sozial bedeutsamste aller Sammlungen aber aus Mangel an Raum zu einer Art von vollgepfropftem Fundbureau oder Produktenniederlage engstos bekommen läßt. Vielleicht liegt eine höhere staatsmännische Absicht darin, das ethnologische Material auf diesem Umwege der Vernehmung und dem öffentlichen Studium der Besucher zu entziehen. Denn der Inhalt der gläsernen Spinden riecht eben nicht bloß nach Mottenstamper, sondern auch nach Sozialwissenschaft.

Zur fruchtbaren Verwertung der ehemaligen Karitätentabernette gelangte man durch das Vergleichen der einzelnen Dinge untereinander und das Hereinbeziehen anderer Wissensgebiete. Die sogenannten Küchenabfälle (Kjöfkenmöddinger) an den dänischen Küstestädten hielt man anfangs für vom Meer zurückgelassene Muschelbänke, bis man vergleichend fand, daß es genau dieselben Reste von Schältieren und armseligen Geräten wären, die Darwin bei den Feuerländern gesehen hatte. Es lag also der Rückschluß nahe, daß wir in den Feuerländern eine ähnliche Stufe der Entwicklung vor uns haben, wie sie die Menschen der Kjöfkenmöddinger einst einnahmen. Wichtigere noch ist die Umkehrung dieses Erkenntnisjahres. Denn die Feuerländer als solche können uns unmöglich so intensiv interessieren, daß wir sie zum Mittelpunkt einer ganzen wissenschaftlichen Betrachtung machen. Sobald wir aber die Kjöfkenmöddinger-Leute, das heißt die Vorfahren unserer eigenen Rasse oder zum mindesten die früheren Inassen unseres Landesstrichs in den Brennpunkt der Betrachtung setzen, gewinnen wir eine unerwartete Bereicherung in der Kenntnis des Entwicklungsganges unserer Voreltern. Wir haben nicht mehr bloß die Küchenabfälle vor uns, sondern gleichsam in einer lebend geliebten Doppelausgabe auch die Menschen, von denen sie herrühren. Man wird also auch weitere Fragen, wie etwa nach den gesellschaftlichen Zuständen der Kjöfkenmöddinger-Leute, hin beantworten können, daß sie ebenso oder ähnlich wie bei den Feuerländern gewesen sein müssen.

Aus diesem beliebig gewählten Beispiel erkennt man eine der grundsätzlichen Methoden, mit denen die neuere Ethnologie arbeitet. Der primitive Mensch von heute (wie man jetzt die „Wilden“ besser benennt) gilt uns als ein Spiegelbild davon, wie unsere eigenen Vorfahren vor unbordenlichen Zeiten beschaffen waren; dem körperlichen Aussehen nach nur teilweise (Eiszeitmenschen = Australier), fast ganz aber in ihrer geistigen Kultur und ihrem sozialen Dasein. Ist einmal die Richtung erkannt, die die Entwicklung der Menschheit bisher genommen hat, so wird sich auch ihr zukünftiger Marsch in seinen Umrisen im voraus skizzieren lassen; und damit wird die ganze Untersuchung höchst aktuell. Es mag gleich gesagt werden, daß die „Wissenschaft vom Menschen“ (wie das Dreigestirn Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zusammengesetzt bezeichnet werden kann) von diesem Erkenntnisziele vorläufig noch weit entfernt ist. Das Sammelmaterial ist noch viel zu ungesichtet und bei der Vergleichung mit den Primitiven sind wir über zahlreiche mitwirkende Faktoren (wie geistige Fähigkeiten der Rassen, Völkerverwanderungen, Tradition, Entlehnung, ursprüngliche Erfindung, Wechsel und Einfluß der geographischen, geologischen und klimatischen Verhältnisse usw.) noch zu sehr im Unklaren, als daß sich ein einfaches Schema der gesamten Menschheitsentwicklung aufstellen ließe.

Aber in der Erkenntnis von Einzelheiten sind wir bedeutend fortgeschritten. Zum Beispiel konnte Heinrich Cuno schon 1896 den Historikern den gerechten Vorwurf machen, daß sie aus reiner Unkenntnis der Völkerkunde an einer verkehrten Auffassung unserer eigenen frühesten Agrarzustände festhielten. Wie die Menschen der Steinzeit ihre viele Tonnen schweren megalithischen Denkmäler aufrichteten, schien anfangs ein Rätsel. Man mutmaßte die Errichtung schiefer Ebenen aus Erde zum Hinaufwälzen der gewaltigen Decksteine auf die Grabkammern. Die vergleichende Untersuchung ermittelte indessen, daß primitive indische Stämme noch heute 8 Meter hohe Monolithe nur mit Walzen, Hebebäumen und Seilen aus Rohr bewältigen. Bei Ausgrabungen in der alten böotischen Stadt Orchomenos stieß man in den tiefsten Schichten auf vorgeschichtliche Rundbauten, unten mit runder Steinsetzung, darüber Reste einer kegelförmigen Lehmwölbung. Genauere Aufklärung über diese Bauart ergab der Lehmhüttenbau der Kurden in Vorderasien und der Musgu in Zentralafrika, die mit jenen

geradezu identisch sind. Auf ähnlichem Wege wurde nachgewiesen, daß der homerische Bogen identisch ist mit dem sogenannten Turkestan-Bogen, der keinen einfachen Holz- oder Rohrstab darstellt, sondern aus übereinander befindlichen Lagen von Holz, Horn, getrodener Sehnenmasse und Knochen zusammengesetzt ist. Wilhelm Wundt hat festgestellt, daß die Anfänge der Philosophie nicht bei den ältesten griechischen Weltweisen, sondern bei den primitiven Völkern zu suchen sind; sie haben Vorstellungen, die die Antwort auf die gleichen Fragen enthalten, wie sie später die Philosophie stellt, natürlich in entsprechend primitivem Ausdruck.

Diese kleine Orientierung mußten wir voranstellen, ehe wir uns zur Besprechung eines neuen Buches wenden, das sich durch seine Billigkeit empfiehlt und weil es die erste moderne Zusammenstellung der Art ist. Es handelt sich um die „Illustrierte Völkerkunde“ (herausgegeben von G. Buschan bei Strecker u. Schröder in Stuttgart, 484 Seiten, 2,60 M., reichhaltig und gut illustriert). Was dem Buch fehlt, ist eigentlich die zusammenfassende Orientierung. Der populäre Leser, der von der Ethnologie wahrhaftig keine anderen Erinnerungen haben kann, als an die Kopfschmerzen, die er sich beim Besuch eines Völker Museums geholt hat, will vor allem erst mal wissen, welches denn die Beweggründe sind, die die Gelehrten veranlassen, dieses Lohwobohu von Einzelgegenständen immer höher zu türmen. Es sollte zunächst der Gegensatz der Auffassungen zwischen früher und jetzt gezeigt werden; die Lehraufsichten, nach denen man neuerdings Sammlungen gruppiert; die Ideen, um derentwillen Forscher hinausziehen und bisher fehlende Erhebungen veranstalten und dergleichen mehr. Gewiß, der Fachmann findet das alles im speziellen Teil des Werkes angedeutet; aber nur, weil er von vornherein weiß, bei welchem zufälligen Ausgangspunkt er diese oder jene theoretische Auffassung zu suchen hat. Der interessierte Kenner also kann das Buch einfach aufschlagen und benutzen. Der Laie aber muß bei der mühseligen Durcharbeitung des fremdartigen und oft sehr gelehrt gehaltenen Stoffes unbedingt erlahmen, bevor noch das wesentliche innere Interesse bei ihm geweckt ist, auf das es allein ankommt und das auch die Forscher allein reizt.

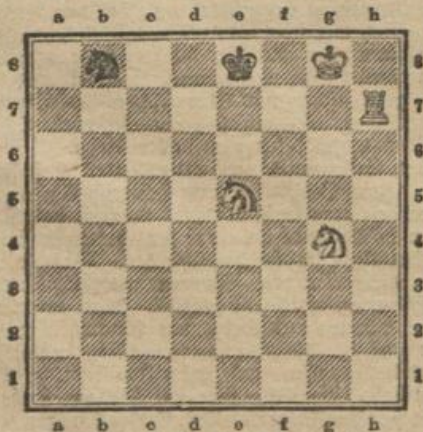
Die Herstellung des Buches war unter sechs Fachleute verteilt. Die Einführung (von Dr. Lisch) ist in ihrer Art vortrefflich, aber im obigen Sinne zu kurz und reichlich exakt und abstrakt gehalten. Unter den Darstellungen der einzelnen Erdteile ist die Afrika (von Prof. v. Lusch an) bei weitem die beste und entspricht dem Zweck des Werkes am meisten. Es muß aus dem Grunde jedem Leser empfohlen werden, die Restüre mit diesem Kapitel zu beginnen. Lusch verzichtet mit Recht auf Vollständigkeit des Details. Er legt das Hauptgewicht auf die großen kulturhistorischen Zusammenhänge und geht gerade auch auf die Probleme ein, die zurzeit noch der Lösung harren. „Ebenso“, sagt er selber, „wie das wahre Wesen und der Hauptreiz jeder Wissenschaft in der Möglichkeit des Weiterforschens besteht, genau so erschien es mir auch für meinen Beitrag zu diesem kleinen, für weitere Kreise berechneten Buche nützlicher, Anregungen zu geben, als Dogmen aufzustellen.“

Es ist im Rahmen einer Besprechung ausgeschlossen, den Inhalt des Handbuches einer ganzen Wissenschaft irgendwie vorführen zu wollen. Ich begnüge mich daher mit dem allgemeinen Hinweis. Die Frage, ob die Anschaffung dem Arbeiter angeraten werden kann, ist zu bejahen, da ein gutes Register und Quellenverzeichnis das Studium des Werkes einigermaßen erleichtert.

Alfred Rind.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.



Alfred de Russset 3 ♣

Die Idee des obigen Problems des berühmten französischen Dichters besteht in folgendem. Bekanntlich sind im Endspiel von

König und zwei Springern gegen den blanken König Matt-Stellungen zwar möglich, jedoch nicht zu erzwingen. In der Diagrammstellung hingegen, nach: $Lp-Lq1$ ist $1.....S \times d7$ (wegen der Drohung $Sf6 \mp$) erzwungen, worauf bei $2. So6!$, $Sf6 \mp$ (andere Springerzüge ändern nicht das Resultat). $3. S \times f6 \mp$ eine erzwingene Mattstellung von K u. 2S. gegen K. doch entstanden ist! Da im Verlaufe der Lösung sowohl $Tb3$ als $Sb8$ laut der Grundidee des Komponisten vom Brett zu verschwinden haben, wozu beiderseits je ein Zug nötig ist, wird einleuchtend, daß die Idee des französischen Poeten nicht kürzer als in einem Dreizüger dargestellt werden kann.

Schachnachrichten. Am 6. Mai soll in Regensburg ein kleiner Match zwischen den bekannten Schachmeistern J. Rieseß aus Leipzig und R. Spielmann aus München beginnen, zu welchem Zwecke der Regensburger Schachklub 500 Mark für den Sieger und 250 Mark für den Besiegten ausgesetzt hat. Ueber die sonstigen Bedingungen sowohl als über den Verlauf des Matches werden wir berichten. Spielmann hat als junger Mann eine gewisse Frische und Elastizität des Geistes dem Gegner voraus. Dieser gehört der älteren Generation und dürfte an nützlicher Erfahrung dem Gegner überlegen sein. Jedoch hat sein Spieltypus seit jeher einen ausgesprochenen Gang gezeigt, die gesunde Kraft der zwingenden Logik zugunsten trickelnder, auf Ueberrumpelung des Gegners angelegter List zu opfern. Dies bringt manchmal schöne, spannende Partien zustande, kostet aber im Großen und Ganzen zahlreiche Points. Spielmann hat im letzten großen Turnier (Petersburg 1900) den dritten Preis errungen, und seinen jetzigen Rivalen weit hinter sich gelassen. Nichtsdestoweniger ist er ein „Draufgänger“, der oft geneigt ist, den Wert von Opferkombinationen und Angriffstellungen zu überschätzen. Eine richtige Prognose ist demnach nicht leicht zu stellen. Jedenfalls sind spannende Partien zu erwarten.

Die St. Petersburger Partie zwischen den beiden jetzigen Gegnern hatte eine Eröffnung, die man „Damenbauer gegen Königsbauer“ nennt, und nahm annähernd folgenden, auffallend kurzen Verlauf: (Spielmann, Weiß) $1. e4, d5$ (dies gibt der Eröffnung den Namen. Schwarz kommt hierbei nur schwer zum Doppelschritt des anderen Zentrumsbauern); $2. o \times d5, D \times d5$; $3. Sc3, Da5$; $4. d4, e6$; $5. Lc4, Sc6$; $6. Ld2, S \times d4$; $7. Sb5, Db6$; $8. Le3, Da5 \mp$; $9. Ld2, Db6$; $10. Le3$ usw. Remis durch Wiederholung der Züge. (Eine eventuelle Abweichung würde dem Schwarzen bei schlechterer Stellung den Mehrbauer kosten, den Weißen aber im Minderbesitz des geopferten Bauern lassen. Demnach erscheint die frühzeitige Remis gerechtfertigt.)

Französische Partie.

Vor vielen Jahren in St. Petersburg gespielt.

S. Weißver.	E. Schiffer's.	8. Sc3-d1
(Weiß)	(Schwarz)	In Anbetracht des drohenden Zuges
1. e2-e4	e7-e6	c7-c5 muß Weiß die Bedung e2-c3
2. d2-d4	d7-d5	vorbereiten
3. Sb1-c3	Sg8-f6	8. c7-c5
4. Lc1-g5	Lf8-e7	9. e2-c3 f7-f6
5. e4-e5	Sf6-d7	10. f2-f4 c5 \times d4
6. Lg5 \times e7	Dd8 \times e7	11. c3 \times d4 f6 \times e5
Bis hierher kennen wir die Spielweise aus unserer Spalte vom 16. April		
7. Dd1-d2		12. Dc7-h4 \mp
Dies ist die ältere Spielart, die neuerdings von Dr. Em. Lasker als die bessere bezeichnet wird. Allerdings mit der Begründung, er sei zu dieser Erkenntnis erst dann gekommen, als „Alapin seine“ (in Frankfurt 1887 eingeführte) Neuerung		
7. ... Sb6	8. c3, a6	13. Sd1-f2
7. ... Sb6	8. c3, a6	13. Sb8-c6
7. ... Sb6	8. c3, a6	14. Ta1-d1
7. ... Sb6	8. c3, a6	falls 14. Sd3 \mp, so 14. T \times f3!
7. ... Sb6	8. c3, a6	15. g \times f3, S \times d4, drohend sowohl S \times f3 als S \times e5. Schwarz stände auf Gewinn.
7. ... Sb6	8. c3, a6	14. Sd7 \times e5
7. ... Sb6	8. c3, a6	Auch bei einer ruhigen Entwicklung mit Sb6 nebst e6. Lc8-d7-o8-h5 usw. hat Schwarz ein gutes Spiel.
7. ... Sb6	8. c3, a6	15. d4 \times e5 So6 \times e5
7. ... Sb6	8. c3, a6	16. g2-g3
7. ... Sb6	8. c3, a6	16. Dh4-f6
7. ... Sb6	8. c3, a6	17. b2-b3
7. ... Sb6	8. c3, a6	Um Lg2 spielen zu können, ohne durch So4 den Bb2 zu verlieren
7. ... Sb6	8. c3, a6	17. Lc8-d7
7. ... Sb6	8. c3, a6	18. a2-a4
7. ... Sb6	8. c3, a6	Auf 18. Lg2 würde 18. Lb5 die Rochade verhindern.
7. ... Sb6	8. c3, a6	18. Ta8-c8
7. ... Sb6	8. c3, a6	19. Lf1-g2 b7-b5
7. ... Sb6	8. c3, a6	20. a4-a5 b5-b4
7. ... Sb6	8. c3, a6	21. Sg1-h3 Ld7-b5
7. ... Sb6	8. c3, a6	22. Dd2 \times b4 Te8-c2
7. ... Sb6	8. c3, a6	23. Db4 \times b5 Te2 \times f2
7. ... Sb6	8. c3, a6	24. Th1-f1 Se5-d3 \mp
7. ... Sb6	8. c3, a6	25. Db5 \times d8 Df6-e5 \mp
7. ... Sb6	8. c3, a6	26. Lg2-e4 Tf2 \times f1 \mp
7. ... Sb6	8. c3, a6	27. Ke1-d2 d5 \times e4
7. ... Sb6	8. c3, a6	28. Dd3-c2 e4-c3 \mp
7. ... Sb6	8. c3, a6	29. Kd2-c2 Dc5-h5 \mp
7. ... Sb6	8. c3, a6	Gibt auf.

Worwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Emger & Co., Berlin SW.